

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 48.

Dienstag, 26. Februar.

1929.

(14. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elise Wibel.

Sie täuschte sich nicht. Da vor ihr ist ein Mensch über den Pflock gebeugt, an dem die Boote festgemacht werden. Sie kann nur die dunkle Masse seines Körpers erkennen. Aber sie weiß: es ist Indrit, in dessen Händen jetzt Leben und Tod liegen.

Der Mann richtet sich auf. Steht vor dem bleifarbenen Blinken des Sees, sieht sich lauernd um...

Er macht ein paar Schritte nach links, hält an, murmelt einen Fluch, und kommt gerade auf Benita Mironow zu...

Sie rührt sich nicht. Ihre Augen nur scheinen zu leben in dem erstarrten Gesicht. Dann hebt sie langsam die Waffe, löst sich von dem dunklen Stamm: „Was willst du hier in der Nacht, Indrit?“

Die Hand des Mannes fährt in die Tasche.

„Laß das. Du hörst, was ich wissen will. Antworte“, sagt Benita Mironow fast.

Er ist dicht vor ihr. Unter der niederen Stirn, in welche die Haare im Dreieck hereinwachsen, fladern wilde Augen. Er duckt den Kopf in den Stiernaden. Er sieht aus, als wolle er sich auf sie stürzen.

„Was willst du hier?“ Wieder ist die Stimme ohne jede Erregung, klar und fast.

„Du weißt es, Benita Mironow...“

„Ich weiß es...? Jetzt weiß ich es. Aber ich werde es bestimmt verhindern... Ich lasse dich festnehmen...“

„Du? Wie soll es geschehen? Ich habe nichts getan, was euch ein Recht gibt, mich einsperren zu lassen. Ich will nichts von dir und deinen Kindern... Ich habe nur mit Kolya Mironow abzurechnen.“

„Er ist mein Mann. Du wirst ihn nicht anrühren...“

„Ein lauberer Herr! — Aber er kann leben. Sein Tod nützt mich nichts. Glaubst du, ich wolle mit euren Gerichten zu schaffen haben? So dumm ist Indrit Bikitiew nicht. Ich werde ihn nur jagen. Er soll Todesängste leiden. So wie er mich leiden ließ. Damals, als er mir mein Mädchen nahm. Tio, mein Täubchen... Den Alexei Rybatow habe ich gefragt. Er hat studiert. Er weiß vieles. „Sage ihn“... hat er geantwortet. „Sage ihn, Indrit, durch tausend Tode des Lebens. Tod ist Gnade für diesen Hund von Herrn. Leben ist grausamer!... Du siehst, ich kenne jedes seiner Worte noch. Ich werde tun, wie Alexei Rybatow gesagt hat...“

Benita Mironows Finger schiebt sich langsam gegen den Abzug der kleinen Waffe.

So unmerklich die Begegnung ist, der Kerl sieht sie mit seinen geübten Augen, die Dunkelheiten durchdringen...

„Du wirst es nicht können. Du hast ein weiches Herz. Das hat mich vor der Peitsche des Schwoliner geschützt. Nur der erste Hieb traf mich... Hier... Beim zweiten ist dir das Blut aus dem Arm gesprungen, den du vor mein Gesicht gehalten... Es widerfährt dir nichts und nichts deinen Kindern... Das habe ich der Mutter Gottes von Kasan gelobt, wenn sie mich deinen Mann finden läßt...“

Alle Juwelen und kostbaren Geräte hat er der Heiligen versprochen... so ist es. Alles, was übrig

geblieben von dem Bentezug durch die baltischen Güter.

Mit dem anderen hat er das Geschäft gegründet. Das „Varietés von Kasan“, mit dem er durch die Länder zieht, in denen er den Schwoliner Herrn vermutet.

Die Madonna hat ihn erhört. Er ist gefunden... Und er wird ihm endlich zeigen können, was es heißt, Indrit Bikitiews Braut zu verführen...

Eine Hand legt sich um sein Gelenk. Eine feine Hand ist es.

„Ich dulde nicht, daß ihm durch dich etwas geschieht. Hörst du... eher...“

Er schüttelt sie ab.

„Aber ich sage dir ja... er wird nicht sterben. Du hast ihn mir gestohlen... Du hast Mut, Benita Mironow. Das weiß ich. Ich mußte um die halbe Welt fahren, ihn zu suchen... Lauf jetzt ins Haus. Ich warte hier, bis du weg bist. Dann gehe ich, für heute! Versuche nicht zu schießen. Es macht unnützen Lärm.“

In diesem Augenblick reißt der Wind, der über dem Wasser erwacht ist, die Wolken auseinander. Im unsicheren Schein liegt der Platz.

Der Mantel Benita Mironows weht zurück. Von seinem dunklen Grund hebt sich die Gestalt der Frau. Eng preßt sich die schimmernde, dünne Seide ihrer fremdartigen Kleidung an den Körper.

Über das Gesicht des ehemaligen Reitknechts geht ein breites Grinsen. Etwas erwacht in seinen Augen...

Gier des Tieres... Blinkschnell umfaßt er ihre Gelenke. Sein Atem ist wie erste Berührung über ihr.

„Ola... Ola... Ola... Komm, mein Täubchen!...“

„Ola... Ola... Du bist schön! In Saratow haben wir die Sozialisierung der Weiber eingeführt. Wir haben hier kein revolutionäres Komitee... Wir hier nicht. Da holt man sich selber, was man braucht...“

Er taumelt zurück, schlägt krachend gegen den Stamm des Rußbaumes.

Wie er sich wieder zusammenrafft, hört er drüben eine Tür ins Schloß fallen.

Beide Fäuste wirft er in der Richtung des stummen Hauses. Ein häßliches Schimpfwort... Mit einem Tritt schleudert er das schwere Boot in das Wasser...

Benita Mironow liegt auf ihrem Bett in der finsternen Kammer. Stunde um Stunde, mit offenen Augen...

Sie zittert nicht, ihr Herz schlägt nicht rascher. Daß sie sich um Leib und Leben wehren mußte — das ist längst nichts Neues mehr für sie.

Etwas anderes ist jetzt da. Fremd und grausam dieses: Indrit wird seinen ehemaligen Herrn jagen... durch alle Ängste wird er ihn hegen.

Es soll Kolya nichts geschehen. Es wird ihm möglich sein, zu beweisen, daß Herrtentum in ihm ist. Wirkliches, wehrhaftes Herrtentum. Das furxtlos noch über dem Tode steht. So wie es die Borns und ihre Frauen in jenen schrecklichen Zeiten gezeigt und ungezählte andere mit ihnen...

Furchtloses Herrtentum, das die Schmach jener einen Nacht, die ihr Leben zerstört hat, wieder auflöst...

Gewiß war es damals ein vollkommener Nerven-
zusammenbruch . . . das ist denkbar. Kolja Mironow
litt vielleicht auch mehr als mancher andere, robustere,
unter dem ersten Abtransport nach Sibirien und was
er im Gefolge hatte. Er kam ganz gebrochen wieder.

Seine Mutter hatte den einzigen Sohn in einer
schwer zu verantwortenden Weise verwöhnt und ver-
weichlicht. Da mußte, den Härten eines katastrophal
hereindrehenden Geschicks gegenüber, das Versagen
kommen . . . Jetzt aber hat man Zeit gehabt, sich zu
fassen. In diesen letzten Monaten zurückgezogenster
Stille muß auch Kolja seine Nerven wieder zurückge-
wonnen haben.

Benita Mironow hat es ihrem Mann erspart, das
Alltagseisend um die Pfennigrechnung tätig mitzuer-
leben. Sie schaffte es allein.

Kolja Mironow wird den Beweis erbringen, daß
er der Mann ist, den sie zu lieben meinte . . . Er wird
mit Indrit fertig werden . . . Ja . . . und noch ist die
Grenze aufgerichtet . . . Noch ist Sep Sollern eine Epi-
sode, ein kaum begonnenes Kapitel, wenn Kolja Miro-
now es will . . . wenn er diese Nacht auslöst durch
eine Tat . . . Und alles kann noch einmal neu er-
stehen, wie es begann . . .

Ah, in Herrlichkeit hat es begonnen . . . Es gibt
keinen Mann, der zu verwöhnen verstand, wie Kolja
Mironow es getan . . .

Kinderjung, aus bescheidenen und strengen Lebens-
gewohnheiten heraus, hob er sie in goldene Nebel . . .

Nichts war unerreichbar. Nähe und Ferne ge-
hörten ihr. Wunder taten sich auf. Märchenbunt und
leicht glitten die Tage.

Man fand, der Sohn des Kameralpräsidenten
Mironow sei ein schöner Mensch. Er hatte gute, viel-
leicht allzu betonte gute Formen. Er kleidete sich mit
angeboren gutem Geschmack und sah elegant zu Pferde.

Jeden Morgen ritten sie zusammen. Jeden Morgen
wartete Kolja auf sie, neben den Tieren, ein werben-
der Viehhäber . . . Er half ihr in den Sattel und
küßte den kleinen Stiefel, der sich auf seine bereitge-
haltene Hand stellte.

Dann besuchten sie die endlosen Felder, auf denen
ihre Leute arbeiteten. Kolja grüßte lässig. Aber die
Leute sahen eigentlich nur sie an, die Tochter des alten
Herrn von Born, der ihnen ein guter Herr gewesen
war, trotz aller Strenge.

Der Reitknecht mußte sie begleiten. Benita wäre
lieber mit ihrem Mann allein gewesen. Aber Kolja
bestand darauf, daß Indrit, der ein ausgezeichnete
Reiter war, dabei blieb.

Einmal, auf einem Heimweg, kam die Lust an dem
edel gezogenen Tier, das unter ihr ging, stürmend
über sie. Sie mußte jedes Hindernis im federnden
Sprung mit ihm nehmen.

Kolja folgte ihr nicht. Sie neckte ihn: „Wirst du
bequem?“

Er bog sich zu ihr hinüber: „In deinen Diensten
für alles andere — ja . . .“

Es klang ihr fremd. Aber gerade dieses Fremd-
artige hatte sie von allem Anfang an an ihm geliebt.

„Nimm den Wassergraben neben mir, Kolja. Es
muß schön sein, so in voller Fahrt, nebeneinander . . .“

„Die Stute springt nicht . . .“

„Sie springt ganz sicher, gnädiger Herr . . .“ Indrit
war ein paar Schritte vorgeritten, den Hut in der
Hand.

„Mache, daß du an deinen Platz kommst. Wer hat
dich gefragt . . .“ Kolja hob die Peitsche.

„Kolja!“ Sie schrie es beinahe . . .

„Unfinn.“ In seiner Nervosität wurde er brutal.

Er sagte sich aber rasch wieder, als er ihre ver-
störten Augen sah. „Also den Wassergraben, Benita.
Neben dir . . .“

Als er landete, war er totenblau.

Benita begann sich nicht weiter über die kleine
Szene. — Die Tage gingen festlich, weitgespannter
Möglichkeiten voll. Das Haus — in asiatisch groß-

zügiger Gastlichkeit geöffnet — wimmelte von Be-
suchern.

Die tieferen Schmerzen des Lebens blieben daraus
verbannt.

Kolja Mironow liebte es, alte, klingende Namen
um sich zu haben und seine neue Zugehörigkeit zu ihnen
zu fühlen.

Er vergaß es sehr gerne, daß der kleine Budenfram
seines Großvaters auf dem Sadoway den Grund zu
dem großen Vermögen gelegt, über das er jetzt ver-
fügte.

Alles Leben war fest. Bis zu der Stunde, da sie
vergeblich auf Kolja wartete, der zu ihrem täglichen
gemeinsamen Frühstück zum erstenmal nicht bereit war.

Etwas betroffen stand sie vor der Freitreppe.
Kolja hatte sie neu, in grauem Marmor, ausführen
lassen. Zwischen den Rihen der alten Treppe war
Gras gewachsen. Der schön gehaltene Rasen funkelte
im Freilicht. Von den Ställen, hinter hohen Mauern
versteckt, über die eine verschwenderische Kette roter
Krimsonrosen sich spannte, kamen Stimmen.

Sie unterschied die laute, zornige ihres Mannes
und die dumpfe des Reitknechts Indrit . . .

Entsetzt lief sie dem Tumult entgegen und sah, wie
Kojas Peitsche das Gesicht des Indrit blutig
zeichnete . . .

Wieder hob sich die Gerte. Aber da war Benitas
Arm. „Laß das . . .“ Ich dulde nicht, daß die Leute
geschlagen werden . . .“

Ein scharfer Schmerz . . . Heiß sprang es ihr über
die Hand. Sie biß die Zähne zusammen . . .

Kolja achtete nicht auf sie. „Geh, du Hund. Ich will
dir zeigen, wie man seinem Herrn nachspioniert.
Hinaus . . .“

Indrit wischte sich das strömende Blut aus dem Ge-
sicht. „Ich werde gehen, wenn ich mein Mädchen noch
einmal gefragt habe . . .“ Tio wird mir schon ant-
worten, ob es der gnädige Herr wirklich nicht gewesen ist,
der gestern bei ihr war . . .“

„Hierher, Willum, Peter! Nehmt ihn weg! Er ist
verrückt geworden. Man wird ihn heilen . . .“ Leute
kamen von den Ställen gelaufen . . .

Benita sah ihnen entgegen. „Es ist nichts. Ihr
könnt wieder gehen. Ein Mißverständnis . . . Indrit,
du kommst mit mir.“

Kolja Mironows Reitgerte schlug Wirbel gegen
den Schaft der glänzenden Reitstiefel. Sein Gesicht
war rotgefleckt.

„Willst du dir nicht lieber bei mir Informationen
holen?“, lachte er aufgeregt.

Sie wandte sich wortlos, gefolgt von Indrit, der
taumelte. Im Hause wusch sie ihm, immer voll ruhiger
Sachlichkeit, die Wunde, verband sie.

„Geh jetzt“, sagte sie dann. „Hier ist der Lohn für
zwei Monate. Du wirst Tio heute nicht mehr sehen.
Versprich es.“

Er küßte ihren Armel. An der Türe wandte er
sich. Seine Augen drohten. Aber er ging schweigend.
(Fortsetzung folgt.)

Dauwädder.

Bon dn Dächern dräbbelts nunder,
Denn de Sonne schlunzt schon munder.
Alle Käster vom Gefroren
hamm jek de Fassong verlorn.

Frehlich bläddscherts um de Gossen,
Lauder Matsch gomme angeflossen.
In dn Leiten ihre Sohlen
Drängt was Masses sich verschtohn.

Gägger schon de Schbaken hubben.
Viele Mänschen hamm dn Schnubben,
Jeder Dritte schneift un nieht . . .
Mit eem Worte: alles flieht

Lene Voigt.

„... der Erde höchste Spitze!“

Von Georg Wegener.

Professor Wegener, den man einen der geistvollsten unter den klassischen Geographen unserer Tage nennen kann, hat eine Auswahl aus seinen Reisebüchern in der bekannten wohlfeilen Sammlung „Reisen und Abenteuer“ des Verlags F. A. Brockhaus unter dem Titel „Fliegt mit!“ veröffentlicht. Im folgenden einen Auszug aus dem Kapitel von einem Ausflug in den Himalaja.

„In vollkommener Klarheit wölbte sich der dunkle Himmel, blinkend von tausend Sternen. Feierliche Stille war an die Stelle des Aufruhrs von gestern abend getreten. Leise floss die kühle, reine Luft, scharf und kalt wie von großen Eisfeldern her, über meine Stirn, und dort hinten in der Ferne, hoch über dem schwarzen Wall, dem Kamm der Bergkette von Dardschiling, erhob sich ein ungeheures Etwas, wie die erst im Urbunkel sich andeutenden Massen einer werdenden Welt, kaum anders sichtbar als durch einen ganz feinen Lichtschimmer, der auf ihnen dämmerte. Mein Herz pochte. Das war die Hochkette des Himalaja! Alles war frei; in zwei Stunden mußten wir die Vollendung einer der höchsten Schaupiele haben, das der Mensch auf der Erde genießen kann.

In Windeseile warfen wir uns in die Kleider. Ein Blick auf die Uhr zeigte, daß es leider nicht 4, sondern bereits $4\frac{1}{2}$ Uhr gewesen war, als der Bog uns geweckt hatte, und es war schon Dreiviertel, als wir unten vor dem Hotel die aufgepälmten wartenden Ponos bestiegen. Es schien kaum noch möglich, bis zum Sonnenaufgang den Tiger Hill zu erreichen. Mein Genosse aber war als Artillerist ein tüchtiger und unerfrodener Reiter, ich selbst kannte von meinen früheren Expeditionen im Himalaja her genau, was man den vortrefflichen Tieren hier zumuten und wie man sich auf die Sicherheit ihres Trittes verlassen kann; wir vertrauten uns, den Weg noch ohne die uns nur aufhaltenden Ponos wiederzufinden, und so sprengten wir im Galopp in das Nachtunkel hinein. Rasch hatten wir die Kammscheide des Bergzuges von Dardschiling erreicht, und nun ging es auf Serpentinwegen von dem erstaunlich steilen Ostabhang abwärts zu dem sogenannten „Sattel“, der zum Tiger Hill führt. Wer Himalajapony nicht kennt, hätte uns für verrückt halten müssen, so saukten wir hier die schmalen Pfade abwärts, an Abgründen dahin, um scharfe Eden herum, daß die Funken stoben.

Ah, das war schön! Der Morgen eröffnete bereits das begaubernde Spiel seines Lichts. Im Osten begann am Firmament ein leises Rot aufzudämmern, zart wie der Schimmer auf den Wangen einer Schlafenden, die sich, rascher atmend, aus dem Schlummer zu lösen beginnt. Unmerkbar, woher plötzlich, erschien Gestalt und dann Farbe in der um sie liegenden Schattenwelt. Weiße Nebelseen brauten im Grunde der Talböden; daraus stiegen die grünen Bergwände auf wie Klippenstürze. Vor uns schräg in der Tiefe auf dem „Sattel“ lag ein großes Dorf mit morgenseuchten blauschwarzen Dächern. Nie in meinem Leben glaube ich eine zauberlich-schönere Farbe gesehen zu haben als dies seltsame Blau der Dächer in dem blaugrünen Morgenlicht; es war das Wunder der „heute bleue“ in höchster Vollendung. Schon waren die Bewohner erwacht, hier und da blinkten einige Lichter, und aus allen Schornsteinen wehte Rauch, in dünnen Schwaden, die der Morgenwind lang und wagemutig über den Dächern zu lichten blauen Schleiern auszog. Zur Rechten, auf einer Anhöhe, wurde ein buddhistisches Kloster sichtbar; man unterschied in der Dämmerung schon die langen Stangen davor mit den flatternden weißen Gebetsfahnen.

Doch dies alles dauerte nur wenige Minuten, denn rasch hatten wir das Dorf selbst erreicht und im Caracho seine dämmernden Gassen durchsprenzt. Auf der anderen Seite ging es wieder aufwärts, den Tiger Hill hinan. Unglaublich, was diese Pferdchen leisten konnten! Sie schienen es geradezu für praktisch zu halten, Anhöhen im Galopp zu nehmen, und der Weg schwand unter ihren Hufen.

Aber freilich, es wurde uns jetzt aus anderen Gründen schwer, diesen tollen Ritt durchzuhalten. Zwischen den Bäumen des Waldes, der uns umgab, erschienen immer wunderbarer einzelne Häupter des Hochgebirges und boten Blicke von so wunderbarer Schönheit, daß man nicht umhin konnte, einige Augenblicke stillzuhalten, um zu schauen. Auch sie hatten aus dämmernder Andeutung Gestalt gewonnen und Farbe. Und was für eine! Sie schwammen in einem kühlen, silbrigen Blau von einer unnenbaren Zartheit, wie Lichterscheinungen, nicht wie etwas Wirkliches, an dem blauen Himmel, an dem nur hier und dort noch ein Stern zu sehen war. Dann kam ein ganz feines, ätherisches Violett hinein, das sie noch mysteriöser erscheinen ließ. Gewaltig

mußte man den Blick von ihnen losreißen auf den Weg und die Zügel, an denen in der eisigen Morgentäle die Hände fast erstarrten.

Nun ritten wir über eine freie, grasige Hochfläche, die bereits höher schien als der Rücken von Dardschiling. Eigentümliche viereckige Pfeiler ragten hier und dort über ihr empor, deren Mauerwerk dick mit Moos und Flechten überzogen war. Sie sahen aus wie die geheimnisvollen Reste vorzeitlicher Tempelbauten. In Wirklichkeit waren sie sehr jung und nichts anderes als die stehengebliebenen steinernen Essen ehemaliger hölzerner englischer Militärbaracken. Hier hatte man ursprünglich die Garnison von Dardschiling untergebracht. Der Plak erwies sich aber als völlig ungeeignet für eine tropische Höhenstation, weil ihn Nebel den größten Teil des Jahres umwog und der Eindruck dieser ewigen Nebel so niederdrückend war, daß die Soldaten krank statt gesund wurden und Selbstmorde an der Tagesordnung waren. Man mußte die Station wieder abbrechen und sie an einen minder ungünstigen Plak verlegen.

Dann tauchten wir von neuem in den Wald hinein. Steiler ging es jetzt aufwärts, die Pferdchen konnten nicht mehr galoppieren, sie mußten wie Ziegen auf dem von ewiger Feuchte glitschigen Boden aufwärts klettern. Auch der Wald selbst zeigte die Wirkungen dieser Feuchte und einer Meereshöhe, in der in den Alpen schon längst jeder Baumwuchs aufgehört hätte. Knorrig und zu bizarren Gestalten verkrümmt und verkrüppelt, starrten Stämme und Äste empor, dick behängt mit Flechtenbärten, aus denen die Tropfen herniederfielen, und überwuchert mit seltenen Orchideen.

Klare, scharfe Helle umfloss uns jetzt bereits, wenn wir eine Richtung passierten. War die Sonne schon herauf und hatten wir doch trotz aller Anstrengung das Ziel nicht mehr erreichen können?

Nun sind wir endgültig über dem Walde. Voraus deckt noch die Kuppe des Tigers Hill einen Teil der Rund- sicht, rückwärts gegen Westen aber liegt frei über den Baumwipfeln ein weißer Streifen von geisterhaft silbrigem Glanz, eine endlose schimmernde Schneekette, aus zahllosen kleinen Zaden und Spiken geformt: die Gipfelfur der Riesenberg von Nepal! Im Bereich jener kleinen blauen Zinken und Kämme, anzu sehen wie die Wogenspritzer einer fernen, schaumgekrönten Brandung, liegen sie alle, die Gewaltigen, mit bekannten Namen und noch ohne solche: unter ihnen der Daulagiri, der vierthöchste Gipfel der Erde, der Gaurisankar, der so lange mit dem Everest verwechselt worden ist, der Makalu, des Everest nächster Nachbar, und auch der Everest selbst. Aber welchen der Zinnen dort diese Namen zugehören, das können wir nicht sagen. Ein paar kleine Zaden nur, offenbar sehr fern, erheben sich etwas höher als die andern. Ist einer von ihnen der Gipfel der Erde? Da geschieht etwas Wunderbares! Eine von diesen fernen Spiken, nicht die höchste, fängt mit einem Male an, rötlich zu erglühen. Wie eine kleine rote Flamme steht sie fern am Horizont; nur sie goldig leuchtend in wunderbarer zarter Schönheit, während alles andere noch silbrig-blau bleibt. „Sehen Sie dort, wie seltsam“, rufe ich dem Genossen zu. „Wahrhaftig, das ist er ja, das ist ja der Mount Everest!“ lautet die Antwort.

Noch ein Hieb und Schenkeldruck den waderen Tieren, sie stürmen die letzte Höhe, wir sind auf der freien Kuppe des Tigers Hills, und rings um uns liegt die ganze Herrlichkeit des Himalaja gebreitet! Im Osten steigt eben der Sonnenball über den Grenzgebirgen von Tschumbi empor; im Westen ragt wirklich der Mount Everest; jetzt erkenne auch ich die kleine Zade wieder. So unbedeutend er von hier aus erscheint, die kleinste von drei kleinen Spiken, die dort nebeneinanderliegen, er hat uns bewiesen, daß er doch der König der Berge ist. Ihn zuerst, ihn allein hat der erste Strahl der aufgehenden Sonne huldigend begrüßt und ihn in Glorie gekleidet.

Eine kurze Trift freilich nur zeichnet ihn dieser Schimmer vor allen anderen aus; denn jetzt beginnt auch die Spitze des Kantchindschanga zu erglühen wie das Rheingold Alberichs, und nun versinkt vor der unmittelbaren, nahen Größe dieses Bildes doch das mehr gedankliche Interesse an dem fernen Rivalen.

Der Kantchindschanga ist nicht nur einer der höchsten, er ist auch ohne Frage einer der schönsten Berge der Erde. In einer wundervollen majestätischen Harmonie, ähnlich wie die Jungfrau, baut er sich empor; nur daß er mehr als doppelt so hoch ist wie diese und dementsprechend in all seinen Verhältnissen doppelt riesenhaft. Nach uns zu stürzt er in einer ungeheuren Steilwand ab, die jetzt in der Morgensonne fabelhaft rosenrot erglüht. Licht und Schatten gliedern das Massiv in ernsten, charaktervollen Formen. Ein Kranz von Hochgipfeln umgibt ihn, die überall anderswo

das Recht hätten, Staunen und Bewunderung für sich allein zu beanspruchen, nicht nur ihrer Höhe, sondern auch ihrer Schönheit wegen: der Jannu, der Kabru, der Pandim, der dem Matherhorn ähnlich kühne und spitze Simiolhu; sie alle die höchsten Alpengipfel noch um 3000 bis 4000 Meter überragend. Hier aber sind sie nichts als der prunkvolle Hofstaat, der den Herrscher umgibt.“

Giovanni.

Von Heinz Piepmann.

Dort, wo der Minio sich mit tausend Armen in das grünlitende Meer ergießt, leben die einsamen Menschen des Landes Portugal, die Lachs Fischer, die Minjos.

Grau wuchern die Disteln aus starr, regungslos glühendem Sand; die Dünen wandern langsam in die kleinen, weitvergebenen Dörfer, wandern über Dächer und Häuser und Leben, wandern über Generationen in die ewig goldgrellende Sonne und die grünlichen Fluten des Atlantischen Meeres.

Da lagen wir nachts, — wenn die Fischer von ihren wochenlangen Fahrten zurückgekehrt waren, — lauschten auf die aus dem Meere steigenden, seltsam raunenden und flüsternden Stimmen, tranken berausenden Duft fern verblühender Blumen und schwiegen.

In der letzten Nacht, in der ich bei den Minjos weilte, waren wir einer weniger als sonst.

Das Lachs fischen ist eben ein sehr schwerer Beruf, und so manchen haben die Tiere in den stillen, grünen Grund gezogen oder so eine Kugel aus dem Boden der Zollkompanie verirrte sich.

Es war nicht ganz so still bei uns auf den Dünen wie sonst, denn von unten, aus einem der kleinen, gelben Häuschen klang wie von ganz fern her eine betende Stimme, und das war die Stimme von Giovanni Montijos Mutter.

Da sagte Carlos Alvarez: „Es ist nämlich so und nicht anders, wie ich es euch jetzt erzählen werde. Ich werde euch die Geschichte erzählen von Giovanni Montijo, dessen Mutter ich sagte, daß er beim Lachs fang ertrank. Ich log: Giovanni Montijo starb im Gefängnis der Stadt Oporto. Das war so: Wir kreuzten zwei Wochen vor der Mündung des Eljioim-Armes, fingen eine schwere Ladung, und da der Wind kräftig nach Süd-Süd-Ost blies, beschloßen wir, unseren Fang, um allen anderen Kameraden zuvorzukommen, gleich jetzt in Oporto zu verkaufen. Also, wir segelten lustig nach Oporto. Am dritten Tag unserer Anwesenheit in der Stadt, da sieht Giovanni Montijo ein Mädchen; die heißt Donna Juanita Canius, und sie ist die Tochter des Don Canius, des Alkalde (Bürgermeisters) von Oporto. In der fünften Nacht kommt Giovanni ganz aus dem Häuschen in das Quartier.

„Carlos“, sagte er zu mir, „ich liebe sie so sehr, daß ich wahnsinnig bin in dieser Liebe, sieh, wie ich stöhne, wie glühend ihre Küsse in mir nach!“

Und in der siebenten Nacht kommt er und umarmt mich und gesteht mir, daß sie ihm geschworen habe, sein Weib zu werden. Und er teilt mir flüsternd und mich heiß beschwörend seinen Plan mit. In der nächsten Nacht, wo kein Mond Verräter spielen kann, folgt ihm Juanita, und in der Nacht wollen wir fahren, langsam und leise, aus dem Hafen der Stadt Oporto, still, mit einer wunderschönen Ladung an Bord, hinaus auf das Meer, die unendliche See. Als der Morgen dämmerte, schlummerten wir ein. Er lächelte im Schlaf. Dann weckten uns rauhe Stimmen. Wir fuhren schlaftrunken auf. Und schon waren sie auf uns: sechs, zehn, zwölf Mann. Soldaten. Schnürten uns ein wie Pakete, luden uns auf einen Wagen. Ins Gefängnis. Man hatte uns verraten. Der Alkalde hatte Kenntnis erlangt, daß wir seine Tochter entführen wollten. Das war klar. Aber — wer hatte uns verraten?

Und dann lagen wir nachts im Gefängnis. Man hatte uns entseßelt. Die Nacht mit ihrem tausendfältigen Dufte und Wispern ließ uns wachen. Es war eigentlich entsetzlich still. Und da — nie vergesse ich's, plötzlich, durch die Nacht, durch das Wispern, durch die Stille und durch die Düste — ein Schrei, ein Schrei eines Weibes, entsetzlich durch Klang und unwiderrufliche Einmaligkeit. Es mochte irgend eine Gefangene sein. Giovanni aber sprang auf. „Das ist sie!“ schrie er, „ihr Vater läßt sie ermorden!“ Er schlug gegen die Tür. Mit einem Tritt warf er sie aus den Angeln, mit einem Schlag warf er den Wächter an die Wand. Stürmte in die Richtung des längst verhallten Schreies. Da, ein Schuß. Lärm von allen Seiten, Beamte, Soldaten. Das Weib, das geschrien hatte, war eine gefangene Wächlerin,

die eben geboren hatte. Ein Leben für ein anderes. Über die Leiche des Giovanni Montijo beugte sich ein Mädchen. Das war Juanita, und während sie sich aufrichtend gräßlich in den Hüften wiegte, sagte sie: „Wie traurig, ich hätte noch so gern die Langeweile mit ihm vertrieben!“

Nun ja, Kameraden, so ist es gewesen. Sie hatte ihn verraten. Er ist tot, ich fahre nach Hause. Da sage ich zu seiner Mutter: „Sennora“, sage ich zu ihr, „dein Sohn ist ertrunken.“ Warum sollte ich ihr das andere sagen. Ihr aber, ihr wißt jetzt die Wahrheit, und wenn ihr nach Oporto kommt, dann hütet euch wohl vor Donna Juanita Canius, der Tochter des Alkalde. Und wenn ihr sie seht, dann flucht ihr!“

Carlos Alvarez schwieg. Wir lagen auf dem Rücken im Sande. Die schlafenden Sterne schienen gelb und immer gelber aus violetterm Himmel auf uns zu springen. Vom Meer her zog ein leise flüsternder Wind. Vom Dorfe tönte die Stimme einer betenden Frau.

Und diese Geschichte ist wahr, und ich habe sie selber erlebt.

Welt u. Wissen

Ein Riesenreich ohne Straßen. China, das 400-Millionen-Reich, in dem unter so schweren Erschütterungen sich jetzt auch allmählich Reformen vorbereiten, ist in seiner Gesamtheit doch immer noch der Hort uralter Tradition. Den Grund für diese Erstarrung sucht der Heidelberger Soziologe Prof. Emil Lederer, der durch mehrjährigen Aufenthalt Ostasien kennen gelernt hat und soeben zusammen mit seiner Frau Emu Lederer-Geldler im Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei ein tiefgründiges Buch „Japan-Europa. Wandlungen im fernen Osten“ erscheinen läßt, in dem Mangel an Staatlichkeit im europäischen Sinne. Bis auf den heutigen Tag fehlen in der Wirtschaft und im täglichen Leben Chinas jene organisierenden Einrichtungen, die einen allgegenwärtigen Staat erst möglich machen. So gibt es in China merkwürdigerweise noch keine richtigen Straßen. „Es gibt ein System von Karrenwegen, auf denen man sich mühsam genug bewegt“, schreibt Lederer, „ein Netz von Kanälen, das aber in erster Linie als System von Handelswegen auf- und ausgebaut ist. Geradezu eine groteske Illustration dieser Tatsache ist der Umstand, daß in allen Dörfern die Straße privates Eigentum ist. Die Einzelnen müssen, wenn sie an der Straße liegen, einen Teil ihres Aders, ihres Feldes an die Straße abtreten. Jeder will dabei so billig als möglich weglassen. Insbesondere fehlen daher im Dorfe die Querverbindungen fast vollkommen. Man muß eine lange Strecke laufen, um auf der anderen Seite durch eine Querverbindung die Straße wieder zurückzufinden. Die Straßen sind eben nicht planmäßig angelegt, die öffentliche Hand fehlt, der Gedanke kommt gar nicht auf, daß der Verkehr ein öffentliches Interesse wäre und daß man daher Grundstücke beschlagnahmen könnte, um ein solches Straßensystem aufzubauen. In den Städten gibt es freilich auch in China ein Straßennetz. Die Straße in freier Flur aber wird von den benachbarten Landwirten als Ausbeutungsgebiet betrachtet. Sie nehmen von ihr den Humus weg, benutzen sie als Gewinnungsstätte für Erde und Steine usw. Oft verwandeln sich die Straßen im Frühjahr in reißende Ströme, so daß die Dörfer wochenlang von jeder Verbindung abgeschnitten sind. China besitzt zwar 2000 Meilen „kaiserliche Straßen“, eigens zur Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen bestimmt, aber auch diese sind überwiegend bloß Karrenwege. Die chinesischen Beförderungsmittel, robuste Karren mit massiven Rädern, und Sänften, deuten darauf hin, daß diese Straßen auch in den Glanzepochen der chinesischen Geschichte nicht viel mehr waren als einfache Landwege. Die Rikscha ist die neuere Erfindung eines Missionars. Der Gedanke, daß hier die öffentliche Hand das Recht und die Pflicht hätte, einzugreifen, kommt den Chinesen nicht. Sie sind ein Volk von Privatleuten, d. h. sie leben in ihrer privaten Sphäre, in ihrer Familie und in ihren Dörfern. Die Einwohner des Dorfes gehören zusammen, wie sie auch in großem Maßstab verwandtschaftlich zusammenhängen. Die Vorstellung, als ob das Dorf die Zelle des Staates wäre, ein Glied einer viel größeren Gemeinschaft, wie es in Japan der Fall ist, würde jedem chinesischen Bauern verziagen, zum mindesten unverständlich erscheinen. Jedes Dorf ist also für sich. Ein altes chinesisches Sprichwort sagt: „Dorf soll nicht von Dorf wissen.“ Daher ist es gar nicht so wichtig, gute Kommunikationsmittel zu besitzen. Man wünscht ja nicht einmal großen Verkehr.“